

## Die besonderen Orte der Medienwelt

Weniger ist nicht mehr, eben weniger, und nicht der Ton macht die Musik, sondern auch die Pause zwischen den Tönen. Außerdem lehrt uns die strukturelle Sprachwissenschaft: Erst die Differenz ermöglicht die Bedeutung. Dies ist kein Versuch, ein Manifest für Querulanten zu verfassen; in diesem Essay wird von medialen Orten die Rede sein, von denen aus die Welt anders als gewöhnlich betrachtet und dargestellt werden kann.

Ich glaube, daß es zumindest einen besonderen medialen Ort gibt, den aus meiner Sicht die Worte "weniger", "dazwischen" und "Differenz" am besten charakterisieren. Es handelt sich um einen realen Ort, den zwar nicht viele kennen oder gerne besuchen, an dem nicht viele leben wollen, der aber bestimmt keine Utopie, kein "Nicht-Ort" ist. Die Besonderheit wird ihm nicht durch seine unvergleichliche Schönheit oder durch das elitäre Geheimnis um seine Existenz verliehen: Er ist nicht Caorle, aber auch keine Geheimtip-Bucht auf einer unbekanntem Südsee-Insel. Dieser Ort ist aus einer *Notwendigkeit* heraus besonders: Da die Massenmedien eine *Mehrheit* ansprechen (und wie wir weiter unten besprechen werden: auch schaffen), bilden die Medien der *Minderheiten* notwendig einen besonderen Ort. Dabei handelt es sich um eine *mediale* Notwendigkeit.

### Das mediale Ereignis

Versuchen wir, unsere Phantasie ein Denkspiel lang anzustrengen, und stellen uns eine Zeitung vor – eine fiktive Zeitung, die imstande wäre, ausnahmslos über *alles*, was sich täglich auf unserer Erde innerhalb eines bestimmten Zeitraums ereignet, am nächsten Tag zu berichten. Wohl auch ohne groß nachrechnen zu müssen, können wir uns das monströse Produkt eines solchen Unterfangens ausmalen: Unsere fiktive Zei-

tung müßte, wenn sie auch jedem Ereignis bloß mit einigen Worten Genüge tun wollte, einen Umfang von mehreren tausend Seiten haben. Abgesehen von der faktischen Unmöglichkeit, *jedes* einzelne Ereignis auf dem Erdball zu erfassen, ist die Sinnhaftigkeit dieses phantastisch-medialen Auswuchses fraglich: Wer kann einen solchen täglichen Wälzer lesen, braucht ihn überhaupt jemand?

Trotzdem nehmen die Massenmedien für sich in Anspruch, allumfassend zu sein. Sie legen uns nahe, daß wir durch sie täglich *alles* erfahren können – und das ist nicht allein ein Werbe-Gag! Wird uns nicht ununterbrochen gepredigt, und teilen wir nicht die Ansicht, die Welt werde – besonders mittels Neuer Medien – allmählich zu einem globalen Dorf? Früher, beteuern wir nostalgisch bis zukunftsfröh, hörte man erst Tage später von einer bedeutungsschweren Naturkatastrophe auf dem Balkan, und dann unterschied sich die Nachricht kaum von einem Gerücht. Heute erfahren wir schon nach wenigen Stunden, welche Brise auf Indonesien zuweht, in allen technischen Details und mit Bildmaterial.

Wie ist es möglich, daß wir dieser Illusion von *weltumfassenden* Medien erliegen und im absurden Glauben leben, wir würden über *jedes* Ereignis informiert – durch die Lektüre einiger Zeitungsseiten oder durch nur eine halbe Stunde Fernsehen?

Somit habe ich drei Fragen gestellt, die ineinander fließen:

1. Wie schaffen es die Massenmedien, ihr Versprechen von allumfassender Berichterstattung einzulösen?
2. An wen sind denn die Massenmedien adressiert, wenn sie – gemäß ihres Universalitätsanspruchs – nicht ein bestimmtes Thema oder eine bestimmte Gesellschafts-

gruppe fokussieren? Wer braucht die Massenmedien?

3. Warum teilen wir zunehmend die Illusion, wir würden täglich über alles Wissenswerte informiert, obwohl uns der Hausverstand die Unmöglichkeit eines solchen Unterfangens manifestiert?

Die erste Frage ist relativ leicht zu beantworten: Das Problem, das im Phantasie-Beispiel auftauchte – die Unmöglichkeit, tagtäglich jedes Ereignis zu erfassen – meistern die Massenmedien, indem sie von vornherein definieren, *was* ein Ereignis ist. Geradezu legendär ist die Gleichung von Mensch, Hund und Beißen. Ein *mediales* Ereignis unterscheidet sich von einem beliebigen Geschehen wie der Geburt eines unbedeutenden Kindes, der Erkrankung irgendeiner Frau oder dem Tod eines unbekanntes Mannes. Worin? Im "News-Wert": einer Größe, die zwar stets variiert, aber nicht durch die Intention eines/r einzelnen willkürlich verändert werden kann. Das mediale Ereignis fungiert als Platzhalter, es vertritt in der Berichterstattung einen Erdteil (oder einen Lebensbereich, ein Thema, eine Rubrik etc.), in dem – nach imaginärem Durchforsten – nur dieses Ereignis für wissenschaftlich befunden wurde. Und wir, das Publikum, nehmen diese *repräsentative Konvention* an.

### Die mediale Öffentlichkeit

Die zweite Frage können wir auf die Printmassenmedien anwenden oder auf die Radio- bzw. Fernsehprogramme, ja sogar auf die Internet-Sites, die täglich wie Pilze aus dem elektronischen Boden schießen: Wer liest und hört sie oder sieht sie sich an, wer braucht sie, und warum? Anders gefragt: Wer sind die AdressatInnen der Massenmedien?

Die Antwort auf diese Frage ergibt sich zum Teil aus der ersten: So wie die Medien aus einer prinzipiell unendlichen Fülle von Ereignissen per Zugriff einige mediale Ereignisse herausbilden, machen sie aus mehreren Millionen Individuen eine *Einheit*: die

mediale *Öffentlichkeit* – und dies täglich! Die Individuen, die zur amorphen Masse der Öffentlichkeit gezählt werden, sind eigentlich von unterschiedlichsten Interessen getragen, sie gehören diversen Gesellschaftsschichten an, haben verschiedene Bildungsinstitutionen mit jeweils unterschiedlichem Erfolg besucht, sie blicken einzeln auf eine jeweils besondere Lebensgeschichte zurück, gestalten ihre Freizeit alle auf unterschiedliche Weise – von ihren (in der Marktforschung bereits beachteten) Differenzen mit Blick auf Geschlecht, Alter, Beruf etc. ganz zu schweigen. Was verbindet diese Menschen miteinander? Ihr jeweils *persönliches* Interesse am Weltgeschehen? Wohl kaum, zumal alle Tageszeitungen dieselben Ereignisse in standardiserten, von Nachrichtenagenturen zugelieferten Sätzen wiedergeben; sie sind nicht auf persönliche Bedürfnisse zugeschnitten, sondern für eine Masse artikuliert. Was die Individuen zu einer medialen Öffentlichkeit macht, ist, daß sie die *Notwendigkeit* verspüren, Massenmedien zu konsumieren. Die Notwendigkeit, Teil der medialen Öffentlichkeit zu sein.

Die bereits erwähnte repräsentative Konvention, die bei der Bildung und Akzeptanz eines medialen Ereignisses am Werk ist, spielt auch hier eine relevante Rolle. So wie die ausgewählten Ereignisse bestimmte geographische etc. Sektoren auf medialer Ebene repräsentieren sollen, so werden auch die in der medialen Öffentlichkeit eingeübten individuellen Unterschiede resegmentiert: Gemäß ihren medialen Gewohnheiten werden Individuen in unterschiedliche Gruppen eingeordnet, manche ihrer biographischen Daten wie Bildungsweg etc. werden standardisiert und als für die Zielgruppe repräsentative Eigenschaften klassifiziert. So charakterisieren höheres Bildungsniveau und urbane Lebensart die A-Schicht in der Meinungsforschung und als mediale Zielgruppe. Daraus folgt, daß die repräsentative Konvention, die von den Massenmedien und ihren KonsumentInnen geteilt wird, eine *mediale Abbildung* der Welt konstruiert. Und diese mediale Welt hat ihre eigene Wirklichkeit.

## Demokratie als Mehrheitsbildung

Wo liegt das Problem? Die Massenmedien wollen sich per definitionem nicht einer speziellen Gruppe, sondern der Gesamtgesellschaft zuwenden. Und die Individuen, die eine Gesellschaft bilden, brauchen solche schicht- und themenübergreifenden Medien, um über alles Gesellschaftsrelevante informiert zu werden. Ist dies nicht ein Grundbedürfnis in einer Demokratie? Ist es nicht die Grundlage der Demokratie selbst, Mehrheiten und Konsens zu schaffen, damit nicht einige Wenige bestimmen, wo es langgeht?

Diesen eventuellen Einwänden möchte ich entgegenhalten, daß ein solches Demokratieverständnis problematisch, zumal sehr verkürzt ist. Es ist ein mehrheitsorientiertes, daher stets minderheitenbildendes und -diskriminierendes Demokratieverständnis.

Erstens: Mag sein, daß sich die Demokratie per definitionem an *politischen* Mehrheiten orientiert. Daraus folgt keineswegs oder keineswegs automatisch, was für einen Wert bzw. eine Relevanz die jeweilige Minderheitsposition für die Demokratie hat. Das beste Beispiel hierfür lieferte wohl das Österreich des Februars 2000, wo eine mehrheitsfähige Koalition aufgrund der Beteiligung der rechtsextremen FPÖ von den WählerInnen der Oppositionsparteien (die gemeinsam eine Minderheit im Parlament bilden) als demokratiegefährdend eingestuft wurde. Diese Position, die im Februar 2000 eine (wenn auch knapp) minderheitliche Position darstellte, war aber für die Demokratie in Österreich von größter Relevanz - was auch die anderen 14 EU-Staaten mehrheitlich (sogar einhellig) bezeugten.

Zweitens, und für unsere Fragestellung wichtiger: Die Demokratie ist gemäß ihrem Selbstverständnis dann keine Mehrheitsregierung, wenn es nicht um politische Entscheidungen, sondern um kulturelle und soziale Fragen oder sexuelle Präferenzen und besondere Bedürfnisse geht. Das Gleichheitsprinzip darf niemals als "Gleichmacherei" verstanden werden, zu-

mal dies seine Verletzung bedeuten würde. Mit anderen Worten: Eine zeitgemäße Demokratie kann nicht mehr nur über politische Mehrheitsbildung definiert werden, sie hat auch (kulturell etc.) *pluralistisch* zu sein.

Trotz dieser grundsätzlichen Gegenargumente muß ich dem Demokratieverständnis, das sich vornehmlich an Mehrheitsbildung orientiert, zugute halten, daß es die Realität wiedergibt. Damit meine ich die Kluft, die sich zwischen den zunehmend differenzierter werdenden Anforderungen an die Demokratie einerseits und deren Umsetzung andererseits auftut. Bereits in der historischen wie strukturellen Verzahnung der Demokratie mit dem Nationalstaat ist ein Paradoxon zu orten: Der Staat soll - so der Grundsatz - gegenüber kulturellen Unterschieden eine *neutrale* Position einnehmen, um nicht als Instrumentarium eines bestimmten ethnischen oder kulturellen Bevölkerungsanteils zu fungieren und seine Legitimität zu verlieren. Jedoch verletzt eine Reihe nationalstaatlicher Einrichtungen von der Nationalsprache bis hin zu den Feiertagen religiösen Ursprungs oder aber zu den Ehrungen hochkulturellen Geschehens systematisch den kulturellen Pluralismus respektive den Neutralitätsanspruch des Nationalstaates.

Hinzu kommt die reale Handhabung demokratischer Grundsätze: Es gibt keine real existierende Demokratie, die im Umgang mit kulturellen, sprachlichen oder sozialen Minderheiten nicht nach dem Mehrheitsprinzip verfährt und die Minderheiten nicht benachteiligt (obwohl diese Benachteiligungen in verschiedenen Ländern sehr unterschiedliche Formen annehmen und solche graduellen Unterschiede zweifelsohne wichtig sind). Daher müssen die Minderheitenrechte stets neu eingeklagt und über sie von neuem verhandelt werden. Aus Gründen, die ich im Schlußteil besprechen werde, wird Demokratie in der Praxis *immer* auf Mehrheitsbildung bzw. Mehrheitsorientierung reduziert. Nicht nur die speziellen Interessen einzelner Personen (also etwas "Subjektives") werden darin ausgeblendet. Auch bestimmte Abweichungen von der

definierten Mehrheit (etwa im Bereich der sexuellen Orientierung, der körperlichen "Funktionstüchtigkeit" oder der Primärsprache; also etwas "Objektives") werden mit Vernachlässigung, Verschweigen, oft aber mit Diskriminierung bestraft.

### Die Globalisierungsthese

Die mediale Entsprechung der Mehrheitsbildung drückt sich in der "medialen Öffentlichkeit" aus. Daher ist es – auch politisch – sehr schwer, die Minderheitsposition mehrheitsfähig bzw. mehrheitlich wahrnehmbar zu machen, solange die Medien die jeweils aktuelle Mehrheitsposition als "Normalität" angeben.

Dabei ist es historisch betrachtet kein so natürliches Phänomen, daß Medien die *Gesamtgesellschaft* als KonsumentInnen ansprechen. Die Anfänge der an die "Masse" gerichteten Medien liegen erst im 20. Jahrhundert. Die ersten Zeitungen waren bekanntlich an einer bestimmten, an der bürgerlichen Klasse orientiert; ihre primäre Aufgabe war die Information in Finanz- und Wirtschaftsangelegenheiten. Eine der größten Revolutionen im medialen Sektor ist in dem Wandel zu suchen, durch den der tägliche Konsum der Medien zu einer gesamtgesellschaftlichen Pflicht und gleichsam zu einem unentrinnbaren Zwang des gesellschaftlichen Alltags wurde: vergleichbar dem Autoverkehr.

Dieser Wandel bewirkte eine Reihe von Erneuerungen in den Medien, die jedesmal – nach einer kurzen Phase der Gewöhnung – als selbstverständlich hingenommen wurden, was wohl an ihrer täglichen Wiederholung liegt. Die mediale Öffentlichkeit und das mediale Ereignis sind Produkte dieses Prozesses.

Was verleiht einem Ereignis seinen News-Wert? Sicher nicht seine "eigene Natur". Was gestern noch die Fernsehnachrichten schmückte, gehört heute in die Rubrik "Seitenblicke", wenn nicht schon in die Mülltonne der Mediengeschichte: Die Medien selbst sind es, die *alles* in ein mediales Er-

eignis oder in Restmüll verwandeln können.

Das bedeutet aber keineswegs, daß dabei purer Zufall oder reine Willkür herrschen. Die Medien sind selbst bestimmten gesellschaftlichen Zwängen unterworfen, so wie sie ihrerseits diese Zwänge zum Teil fabrizieren.

Ich glaube nicht, daß solche strukturell oder konjunkturell bedingten Zwänge ein für allemal festgelegt und analysiert werden können; dazu sind sie viel zu komplex und interaktiv. Es handelt sich dabei um "Dispositive", in denen eher *funktional* bestimmbare Strategien kulminieren. So kann von den Massenmedien behauptet werden, daß ihre derzeit wichtigste Funktion die Bestätigung der *Globalisierungsthese* darstellt.

Die Globalisierungsthese besagt, daß das Schicksal eines beliebigen Ortes auf der Erde und seiner Bevölkerung mit dem Schicksal eines anderen beliebigen Ortes und dessen Bevölkerung eng verbunden ist. Der springende Punkt ist dabei: Die *Beliebigkeit* im globalen Verhältnis wird dermaßen überbetont, daß die *Formen* dieses Verhältnisses ausgeblendet werden, die von Ungleichheit über Ausbeutung bis hin zur Hegemonie reichen können. Die Globalisierungsthese dient der Verschleierung dieser Form und damit der Macht- und Kraftverhältnisse. Der sprichwörtliche Flügelschlag des Schmetterlings über den Ozean ist es, der einen Sturm in Asien auslösen kann und auf den es der Globalisierungsthese ankommt – eine beliebige Verbindung.

In einem zweiten Schritt suggeriert diese These, daß es zwar Unterschiede zwischen Ländern, Regionen und Kulturen geben kann und soll. Sie sind die schmackhaften Gewürze in der Suppe. Aber die Suppe ist es, was uns alle verbindet: Die Suppe, die wir alle – da wir alle Menschen sind – täglich auslöffeln. Wir sind über alle berechtigten Differenzen hinweg ein großer Stamm, der das globale Dorf bewohnt. Was sonst wollte uns die Millenniums-Mammut-Show im Fernsehen beteuern: "Alle feiern das neue Jahrtausend – Heiden, Moslems, Ju-

den, Buddhisten und Christen, obwohl es auf christlicher Zeitrechnung beruht"? Erzählt uns etwa das Internet bei jeder Einfahrt zur "Daten-Highway" nicht diese Geschichte: "Wir sind eine große Familie mit vielen bunten Kleidern"?

In einem gewissen Sinne verlagert die Globalisierungsthese den altbekannten Nation-Mythos auf einen größeren Maßstab. Auch der Nationalismus muß oft auf die Analogie der Familie rekurrieren, um eine Gemeinsamkeit zwischen Individuen mit entgegengesetzten Interessen zu imaginieren. Die Kritik am ethnisch-familiär dargestellten Nationalismus war/ist daher darauf angewiesen, der Nation-Familie das Bild der nach Interessen geteilten oder ethnisch-kulturell diversifizierten Gesellschaft entgegenzuhalten. Mit einem Unterschied: Die KritikerInnen der nationalen Grenzen konnten/können sich auf den Internationalismus, die Interkulturalität oder auf den Kosmopolitismus berufen. Was aber sollen GegnerInnen der Globalisierungsthese ins Zentrum ihrer Kritik setzen? Vielleicht in diesem Sinne sitzen wir tatsächlich in einer "Globalisierungsfalle".

### Der kulturelle Kitt

Somit komme ich zu meiner dritten Frage. Sie lautete: Die KonsumentInnen von Massenmedien wissen, daß diese unmöglich die ganze Welt und unmöglich so, wie sie ist, darstellen können – wieso konsumieren sie die tägliche Berichterstattung dennoch mit der Erwartung, allumfassend informiert zu werden? Wie hält sich die Illusion des medialen Ereignisses und der medialen Öffentlichkeit aufrecht? Mit anderen Worten: Wie wird die repräsentative Konvention unablässig reproduziert? Was ist ihr Motor?

Wenn wir die Frage auf eine gößere Leinwand projizieren, wird ihre gesamte Reichweite sichtbar: Warum leben wir etwa in der Illusion, die Nation sei eine "Schicksalsgemeinschaft" und der Nationalstaat der Normalzustand? Warum glauben wir, die Menschheit sei eine große Familie?

Ich sprach davon, daß der Nationalstaat aus strukturellen Gründen, die wohl im Präfix "National-" kulminieren, entgegen der Selbstdefinition keine vollständige kulturelle Neutralität an den Tag legen kann. Auch in der verfassungspatriotisch-republikanistischen Version des Nationalstaates, in welcher die BürgerInnen ihre nationale Zugehörigkeit (in Worten von Ernest Renan) als Tagesplebiszit auffassen sollen, verkünden etwa die Lingua franca der Nation oder die allgemeine nationale Schulbildung stets eine Bindung zwischen dem Nationalstaat und einer krypto-ethnischen Gemeinschaft wie Volk oder Kulturgemeinschaft.

Das Problem liegt aber tiefer: Auch wenn wir dem Wort Nationalstaat die Dimension des "Nationalen" wegnehmen und nur noch von der Institution *Staat* reden würden (was natürlich wieder ein fiktives Spiel darstellt), hätten wir ein ähnliches Ergebnis: Der Staat muß, um seine Rolle als neutrale Überinstanz aufrechterhalten und gleichsam seine Existenz als solche legitimieren zu können, über die Staatsgewalt hinaus eine kulturelle *Einheit* schaffen – eine mehrheitlich geteilte "Erzählung", die jenseits von Interessens- und Identitätsunterschieden einzelner BürgerInnen als verbindender "Kitt" fungiert. Um es auf den Punkt zu bringen: Das, wovon ich rede, wird in dem marxistisch angehauchten sozialwissenschaftlichen Terminus der *kulturellen Hegemonie* abgehandelt.

Hier hat das Wort "kulturell" keine zwangsläufig ethnische Konnotation; Antonio Gramsci, der den Begriff kultureller Hegemonie (wie auch den Begriff der Zivilgesellschaft) geprägt hat, meinte in diesem Zusammenhang eine ideologische, auf der Überbau-Ebene der Kultur (im Gegensatz zur ökonomischen Infrastruktur) anzusiedelnde Funktion und Stütze des Staates. Die kulturelle Hegemonie wird der Zivilgesellschaft übergestülpt; vorher muß sie aber die Intellektuellen (und in der Folge die einzelnen sozialen Gruppen) durch "Eroberung" und Einbindung ideologisch unterwerfen.

Die Stellungskriege mit dem Ziel, den ideologischen Raum der Hegemonie zu besetzen und mit eigenen "Inhalten" aufzufüllen, stellen laut Gramsci die entscheidendsten Momente des politischen Kampfes zwischen den (antagonistischen) Klassen bzw. Blöcken von Klassen dar (wobei betont werden muß, daß Gramsci eine mechanische Reduktion der Überbau-Veränderungen auf den ökonomischen Klassenkampf entschieden ablehnte).

In den sechs Jahrzehnten seit dieser Analyse wurde allerdings nicht nur die Frage der sozialen Klassen und der politischen Auswirkungen des Klassenkampfes aus unterschiedlichsten Perspektiven erörtert und relativiert worden. Auch das von Gramsci selbst entworfene theoretische Modell erlebte eine vielseitige Rezeption und mündete etwa in differenzierte Ideologietheorien wie jene von Louis Althusser oder von Ernesto Laclau. Ob wir nun diesen Weg der *antagonistischen* Klassenkämpfe und der Ideologiekritik befolgen oder etwa das *agonale* Modell der Machtverhältnisse von Michel Foucault – in dem der Ideologiebegriff zur Gänze entfällt – forcieren wollen: Der auf der politisch-kulturellen Ebene der Gesellschaft eine Einheit zwischen einzelnen Individuen suggerierende "Kitt" stellt eine plausible theoretische Figur dar, um den Staat abseits (oder auch "unterhalb") des liberalistischen Duos Legitimität/Souveränität analysieren zu können.

Dieser Kitt drückt sich in den meisten Fällen als *Kultur* und als *Normalität* aus, wobei Normalität nicht bloß moralische Norm, sondern eine Art "kulturelles Gewohnheitsrecht" bedeutet und stets auf eine Mehrheitsbildung ausgerichtet ist. Kulturelle Normalität ist, daß wir täglich (mit der Erwartung auf allumfassende Berichterstattung) Zeitungen lesen, uns die Fernsehnachrichten ansehen und im Internet surfen. Kulturelle Normalität ist auch, daß eine Liebesgeschichte im TV eine zwischen Männern und Frauen zu sein hat. Die Liebe zwischen Mann und Mann oder Frau und Frau muß entweder durch Formatsbezeichnungen wie "Problemfilm" oder durch

dramaturgische Kuriositäten als etwas "Besonderes" relativiert werden. Normalfall ist des weiteren, daß es tägliche Börsen Nachrichten mit Indexbewegungen gibt – aber so, daß niemals die Frage gestellt wird, wozu eine Börse eigentlich notwendig ist. Geldscheine mit ihrer grafischen Symbolik, Polizisten mit ihren Feuerwaffen, die tägliche Hierarchie am Arbeitsplatz und die Eigennamen mit nationalsprachlicher Phonetik sind Alltags-Normalitäten, die sich dank dem kulturellen Kitt jeder Hinterfragung entziehen und ihrerseits die Klebfähigkeit dieses Kitts gewährleisten. So auch die aktuelle Normalisierung der Globalisierungsthese, die sich in der Metapher der Familie verständlich wie selbstverständlich macht und den Beginn einer supra-nationalen kulturellen Hegemonie markiert.

### Die Familiensagen

Dieser Zustand macht es für Medienkritik und für kritische Medien erforderlich, den Effekt der "Widersichtbarmachung" einzusetzen – eine Wirkung, die Bert Brecht in seinem epischen Theater durch den *Verfremdungs-Effekt* und Michel Foucault in seiner philosophisch-historischen Arbeit durch die *Genealogie* erzielen wollten. Das Prinzip der Widersichtbarmachung beruht darauf, den Selbstverständlichkeiten unseres Lebens ihre (durch viel zu oft Hinschauen entstandene) Unsichtbarkeit zu entziehen und die (durch teleologisch dargestellte Geschichte gewährleistete) Annahme ihrer Unveränderbarkeit zu widerlegen. Vertraute Dinge als fremde Dinge und mit fremden Augen anzusehen und ihre Veränderbarkeit sichtbar zu machen – darin liegt wahrscheinlich die Aufgabe der Kritik überhaupt.

Was kann der V-Effekt der kritischen Medien sein, was ihre genealogische Darstellung der Gesellschaft? Und welche Formen kann das alles im Zeichen der Globalisierungsthese annehmen?

Zunächst scheint es nicht mehr notwendig zu sein, auf die *einengende*, ja *bedrückende*

Grenzen der Familie hinzuweisen, was zwar im Rahmen der Nationalismus-Kritik zumindest theoretisch wirksam war/ist, aber angesichts der "globalen menschlichen Familie" keinen Sinn ergibt; auch der verschwörungstheoretische Verweis auf "Coca-Cola-Kultur" oder "MacDonaldisierung der Welt" etc. ist kein gutes Gegenmittel und mündet früher oder später in einen Kulturrelativismus mit Artenschutz-Anspruch. Es geht darum, aufzuzeigen, daß es gar *keine* globale Familie gibt: Es gibt Ausgestoßene, Ungleichbehandelte, Fremde; es gibt Kämpfe, Mißhandlungen und Machtverhältnisse. Und wenn wir unbedingt von einer Familie reden müssen, dann sollten wir dabei weniger an die traute Kernfamilie des Hollywood der fünfziger Jahre denken, sondern vielmehr an spätere TV-Familienserien à la "Dallas" oder "Dynasty".

Das Gute an diesen Seifenfamiliensagen war, daß sie – einer selbständig gewordenen Dynamik ihrer eigenen Logik gehorchend – auch das Gegenteil dessen darstellen mußten, was sie der Welt vorgaukeln wollten. Denn Schönheit, Reichtum und Güte können nicht mehr überboten werden, wenn sie einen gewissen Pegel erreicht haben. So mußten das Häßliche, die Armut und das Böse bereits im dramaturgischen Konzept dieser Fernsehserien herhalten, um die Schöngutenreichen in ihrem Glanz darstellen zu können. Das Produkt war eine Schlacht, die mit all ihrer Niedertracht Woche für Woche vor unseren Augen tobte; ohne Rücksicht auf Verluste. Thomas Hobbes hätte seine Jeder-gegen-jeden-Gesellschaft wahrscheinlich in solchen Familiensagen veranschaulicht, hätte er das Fernsehen zur Hand gehabt.

In Gramscis Modell zielt die kulturelle Hegemonie auf die Zivilgesellschaft ab. Die Zivilgesellschaft fungiert also als Empfängerin. Sie ist aber auch selbst Senderin, in

ihr entstehen die politischen Themen, die kulturellen Fragen und Bedürfnisse, in ihr werden alltägliche oder strukturelle Probleme wahrgenommen, artikuliert und teilweise auch gelöst. Somit wohnen ihr zwei entgegengesetzte Kräfte inne: jene der *Vereinheitlichung* und jene der *Zersetzung*. Die Zivilgesellschaft ist der Babylonische Turm; ein Bauprojekt, dessen Fertigstellung eine noch nie dagewesene Einheit symbolisieren sollte – dessen Abbruch die größte Diversifizierung menschlicher Geschichte nach sich zog. Es geht also darum, die Einebnung und Vereinheitlichung der Zivilgesellschaft mit Hilfe zivilgesellschaftlicher Kräfte zu verhindern – durch die Widersichtbarmachung der Unebenheiten und der Kämpfe. Auf diese Weise ist es möglich, die Demokratie als eine (um den programmatischen Terminus von Chantal Mouffe und Ernesto Laclau zu benutzen) "radikale Demokratie" zu begreifen und ihre Grundsätze in einem zeitgemäßen Kontext wirklich werden zu lassen.

Es geht also darum, Orte in der Medienlandschaft zu schaffen, die allein durch ihre *Existenz* auf bestehende Unterschiede verweisen, auf die Zwischentöne. Ich sprach eingangs von einem besonderen medialen Ort, der im Verweis auf *Minderheiten* besteht. An ähnlichen besonderen Orten sollen Medien entstehen, die ein anderes Verständnis davon entwickeln und präsentieren können, was alles ein Ereignis sein kann und wie vielschichtig die mediale Öffentlichkeit zusammengesetzt ist.

Dies ist eine schwere, aber keine heroische Aufgabe; bereits seit den Anfängen der Massenmedien sind solche besonderen Orte Realität: in Form von Fachzeitschriften, von Special-issue- und Special-interest-Medien. Es gilt, diese besonderen Orte zu "kultivieren" und in gleichberechtigte mediale Lebensräume umzuwandeln.

---

> Unveröffentlichte, stark überarbeitete Fassung eines Artikels, der in "STIMME von und für Minderheiten" Nr. 33 / IV 1999 erschienen ist.

<http://mailbox.univie.ac.at/hakan.guertes>